

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 27

Juli 2004

Otto Sander las in Rostock aus Edgar Hilsenraths „Jossel Wassermanns Heimkehr“

Jüdische Schenke in der Rostocker Kunsthalle

Die Atmosphäre in der Rostocker Kunsthalle erinnerte an die 80er Jahre, als hier Vicco von Bülow oder Siegfried Lenz im überfüllten Plastiksaal lasen, als die Kunsthalle mit Ausstellungen, Literatur-Lesungen, Theater- und Musikabenden ihren zahlreichen Besuchern Kunsterlebnisse verschiedenster Art bot. Angesichts der drohenden Schließung des Hauses im 35. Jahr seines Bestehens wurde mit einer gemeinsamen Veranstaltung von Kunsthalle und Max-Samuel-Haus an jene Tradition angeknüpft. Es ist den verdienstvollen Bemühungen der Freunde der Kunsthalle e.V. unter Leitung von Frank Schröder zu verdanken, daß jetzt Otto Sander im – fast ausverkauften – Plastiksaal zu Gast war. Der Berliner Schauspieler las aus Edgar Hilsenraths Roman „Jossel Wassermanns Heimkehr“, gerade neu erschienenen im Kölner Dittrich-Verlag als 7. Band der Werkausgabe. Sein Rostocker Kollege Peter Grünig las zur Einführung das Nachwort des Herausgebers Helmut Braun und machte damit aufmerksam auf eine wesentliche Dimension des Buches, das die komisch-scurrile Schilderung jüdischen Lebens in der Bukowina mit der existentiellen Bedrohung des Holocaust verbindet. Der 1926 in Leipzig geborene Hilsenrath, der heute in Berlin lebt, durchlitt selbst ein Ghetto in der Ukraine.

Otto Sander wählte – selbstverständlich – die Episode aus, in der die alte Jüdin Jente 1855 durch beherzten Griff in das „trefene Maul“ des österreichischen Kaisers Franz Joseph I. einen verschluckten Salzhering herauszieht und ihm damit das Leben rettet, worauf dieser aus Dankbarkeit 12 Jahre später die Judenemanzipation verfügt. Die Geschichte erschien wie für Sander gemacht. Die

verflochtene Erzählstruktur bereitete ihm offenbar keine Schwierigkeit – im Gegenteil brachten gerade die Passagen ein besonderes Vergnügen, in denen der erzählende Autor, sein erzählender Protagonist Jossel Wassermann sowie in dessen Geschichten auftauchende erzählende Figuren und der vorlesend erzählende Sander teilweise miteinander verschmolzen. „Habe ich Sie jetzt verwirrt?“ – wer fragt da wen? Hilsenrath seine Leser? Wassermann seine Zuhörer? Sander sein Publikum? Immer wieder löste Sander derlei Situationen gedanklich wie sprachlich souverän auf, und es schien, als ob er sich dabei selbst amüsierte. Er ließ nicht nur das unmittelbare Geschehen in jener jüdischen Kneipe anschaulich erstehen, sondern eröffnete dem Zuhörer gleichzeitig auch Zugänge zum geistigen Hintersinn der Geschichte. Und das machte er ohne verstellte Stimme, aufwendige Mimik und große Pose, nur mit Nuancen in der Intonation, mit leichten Gesten der linken Hand, mit Blicken ins Publikum, mit Pausen und leiser Ironie. Einen besseren Botschafter seiner Ideen kann Hilsenrath sich nicht wünschen.

Man kennt Sander aus Filmen von Staudte und Schlöndorff, Wenders und von Trotta, Petersen und Rohmer, man weiß von seinen Rollen in Inszenierungen von Stein, Bondy, Peymann, im Salzburger „Jedermann“ und im Wiener Burgtheater... Aber nichts ersetzt den direkten Kontakt, bei dem der Funke überspringt. Während das Rostocker Publikum ihm begeistert applaudierte, verwies Otto Sander auf Hilsenraths Buch – keine theatrale Geste, sondern ein Zeichen seiner Achtung vor der Literatur.

C.G.

Mittler zwischen Autor und Publikum

Herr Sander, Ihr Vortrags-Repertoire ist überaus umfangreich: von der Bibel bis zum Krimi, Shakespeares Romanzen und Hemingways Stories, Gespenstergeschichten und Balladen der Romantik, Ringelnatz und Goethe... Neben Hilsenrath finden sich weitere deutsch-jüdische Autoren wie Heine, Kerr und Lasker-Schüler. Welche Art Literatur bevorzugen Sie?

Das sind immer wieder andere, mal Goethe, mal Novalis, mal Beckett. Das hängt von der jeweiligen Situation ab, auch von der Tagesstimmung, von den Umständen, die einen zu diesem oder jenem Werk greifen lassen.

Ich lebe in Berlin, wo es eine riesige jüdische Gemeinde gab, wo das jüdische Bürgertum so unglaublich viel für die Kunst getan hat. Über diesen Weg ist mein Interesse für jüdische Literatur entstanden. Was den Hilsenrath betrifft, so kannte ich sein Buch „Der Nazi und der Friseur“, ein tolles Buch, und war deshalb sofort einverstanden mit dem Vorschlag des Verlags, „Jossel Wassermanns Heimkehr“ zu lesen.

Was fasziniert Sie an diesem Roman, der sich ja nicht so ganz einfach vorlesen läßt?

Der ungeheure Detailreichtum, die genaue Beobachtung, die Lebensweisheit, dieser ganz besondere Plauderton voller Humor, in dem aber auch harte und brutale Dinge zur Sprache kommen.

Sie haben Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie studiert. Bringt Ihnen das Vorteile bei der Interpretation auf der Bühne? Oder steht einem Schauspieler bisweilen zu viel Wissen auch im Wege bei der Darstellung?

Nein, Wissen kann keineswegs hinderlich sein. Natürlich ist Phantasie großartig und unbedingt nötig. Reinhardt sagt, man müsse naiv sein wie ein Kind, wenn man Theater machen will. Aber das Wissen um Kunst, Philosophie, Geschichte ist die andere Seite. Ich habe schon als Anfänger in Düsseldorf immer die Sekundärliteratur gelesen, mich mit den Hintergründen des Stückes, der Rolle befaßt. Wissen erhöht den Genuß an der Erarbeitung des Textes, an der Darstellung, auch an der Aufnahme durch das Publikum. Je größer meine eigene Lust am Text ist, desto mehr wird auch mein Publikum Vergnügen empfinden können.

Haben Sie sich auch deshalb den Lesungen zugewandt, weil Sie hier selbstbestimmt über den Zugriff und die Interpretation entscheiden, nicht an ein Regie-Konzept gebunden sind, das eine Einpassung verlangt?

Wenn mich eine Konzeption für ein Stück nicht überzeugt, dann diskutiere und kämpfe ich. Wenn meine Argumente nicht überzeugen, dann spiele ich die Rolle eben nicht. Ich akzeptiere nicht, daß ein literarischer Text lediglich benutzt wird, um die eigene Eitelkeit zu befriedigen. Ich betrachte mich als einen Sachwalter der Literatur, sehe meine Arbeit als eine Art Dienstleistung, die zwischen Dichtung und Publikum vermittelt. Ich möchte sogar den Begriff der Demut verwenden, der in unserer Zeit allerdings weitgehend verloren gegangen ist.

Hat diese Haltung nicht schon antiquarischen Wert in einer Zeit, in der Literatur unter Mißachtung ihrer Substanz oft nur noch als „Vorlage“ auf dem Theater benutzt wird?

Ich glaube, es gibt schon wieder ein größeres Interesse für literarische Qualität. Zu den Lesungen kommen jetzt mehr junge Leute, und auch junge Schauspieler interessieren sich für das Geheimnis dieser Art der Darstellung. Mit meinen Kindern Ben und Meret Becker, die auch Lesungen machen, sitzen wir oft und diskutieren und probieren am Text, wie die Vermittlung von Literatur am besten zu erreichen ist. Das macht uns großen Spaß und kostet manche Mühe, die auf der Bühne freilich nicht mehr zu sehen sein darf.

Der Rundgang durch die Ausstellung der Rostocker Kunsthalle mußte aus Zeitgründen sehr knapp ausfallen. Sie wurden aber mit dem Bestandskatalog verabschiedet. Welche Rolle spielt die bildende Kunst für Sie?

Ich war schon in meiner Jugend oft in den Ateliers bei Künstlern wie Beuys oder Uecker. Ich habe mich sehr dafür interessiert, wie sie ihre Kunst machen, was geschieht, wenn ein Bild entsteht. Auch beim Betrachten von Gemälden erhöht es den Genuß, wenn man die Zeit, die Lebensumstände, die Technik der Maler kennt. Durch den Blick auf die Welt das Leben zu erfahren und auf eigene Weise wiederzugeben, ohne sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen – das ist für mich eine Verpflichtung der Kunst. Der Blick des Künstlers, der eine Erklärung der Umwelt sucht, kann für die eigene Weltsicht sehr wichtig sein. Die Kunsthalle Rostock darf auf keinen Fall geschlossen werden.

Am 7. Mai 2004 trafen sich Freunde und Bekannte von Dr. Dr. h.c. Yaakov Zur im Festsaal des Rostocker Rathauses anlässlich seines 80. Geburtstages. Als gemeinsames Geschenk der Stadt Rostock und der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur / Max-Samuel-Haus erhielt der Ehrenbürger der Hansestadt die hebräische Übersetzung des Buches „Die Welt ist eine schmale Brücke“, in dem Erinnerungen und Begegnungen seines Lebens aufgezeichnet sind. Darüber freuten sich ganz besonders auch seine Tochter Chaya Gadisch und Nichte Ruth Zur, die an der Veranstaltung der Theologischen Fakultät wie an der Lesung in der Thalia-Buchhandlung teilnahmen und begierig sind, das Buch selbst zu

lesen, zumal Chaya dafür einen Beitrag geschrieben hat wie auch Ruths inzwischen verstorbener Schwiegervater Fischl Zur.

Während seines Aufenthalts in Rostock war Yaakov Zur bei Schülern des Stephan-Jantzen-Gymnasiums Rostock-Lichtenhagen und bei einer Projektgruppe des Käthe-Kollwitz-Gymnasiums Rostock-Dierkow, traf sich mit der Antifa-Jugend Rostock, mit Jugendlichen des Vereins Lobbi e.V. und mit einer Gruppe von Konfirmanden, war außerdem im Jagdschloß Gelbensande zu Gast bei einer Projektgruppe der dortigen Regionalen Schule, die die Geschichte des ehemaligen KZ Schwarzenpfost und der Schicksale damaliger - zum Teil jüdischer - Häftlinge erforschen.

Mordechay Lewy

Brückenbauer und Botschafter

Ich bin gern der Einladung des Rostocker Oberbürgermeisters Pöker gefolgt, um am 7. Mai zu den vielen Gratulanten von nah und fern gezählt zu werden, die Yaakov Zur zum achtzigsten Geburtstag im Festsaal des Rathauses die besten Glückwünsche überreichen wollten.

Yaakov und Rostock sind in meiner Assoziationswelt eng verbunden. Ich habe Yaakov vor 13 Jahren in Jerusalem kennen gelernt. Das geschah im Zuge meiner Vorbereitungen auf die Aufgabe, als erster offizieller Vertreter Israels in den Neuen Bundesländern das Generalkonsulat in Berlin zu eröffnen, als ich händeringend israelische Landsleute aufspüren wollte, die irgendwelche Kontakte vor der Wende in der DDR pflegten und nicht zum üblichen Kader gehörten. Frank Schröder war Zeuge dieser Begegnung, die im Hyatt Hotel stattfand. Was Yaakov in seiner ihm eigenen Bescheidenheit über seine jüngsten Erfahrungen in seinem Geburtsort, der auch als gewesene Heimatstadt umschrieben werden kann, erzählte, waren nicht in das herkömmliche Raster eines Schwarzweiß-Bildes einzuordnen. Über die Gründe seines Wagnisses, als Bürger des „zionistischen Feindes“ im Jahre 1987 Rostock aufzusuchen, kann ich nur Vermutungen aufstellen. Sie müßten im Bereich der „sentimental journey“ gesucht werden, mit seinen damaligen dreiundsechzig Jahren eigene Wurzeln aufspüren zu wollen. Hätte er mich damals gefragt, hätte ich von einer Reise in die DDR abgeraten, da Israel beim Eintritt von einem Notfall jeglicher Art seine in der DDR befindlichen Staatsbürger weder politisch noch konsularisch betreuen konnte. Als ich Yaakov kennen lernte, beeindruckte er mich wegen seines Tatendranges, sich als Brückenbauer zu empfehlen, um damit den Nichtbeziehungen zwischen der ostdeutschen Bevölkerung und Israel ein Ende zu bereiten. Yaakov ist ein Pionier der ersten Stunde gewesen, der mit seinem Aktionsradius um Gehör und Verständnis für israelische Belange geworben hatte. Durch ihn machte ich Bekanntschaft mit dem Team des Max-Samuel Hauses. Auch weitere Türen konnte er für Israel öffnen. Wir zogen am selben Strang, und Yaakov konnte als „heimlicher“ Botschafter Israels in Rostock und seiner Umgebung gehandelt werden. Es begann mit dem Werben um Verständnis, und es endete mit dem Ergreifen der ihm ausgestreckten Hände derjenigen Menschen in Rostock, die Versöhnung mit Juden und Israel anstrebten.

Es ehrt die Stadtväter Rostocks, Yaakov im letzten Jahrzehnt mit Zuneigung und verschiedenen Ehrungen überschüttet zu haben. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Damit wurde auch sein Land und Volk geehrt und gewürdigt. Es ehrt Yaakov, die ihm ausgestreckte Hand ergriffen zu haben. Auch das sollte man nicht als selbstverständlich erachten. Yaakov der Brückenbauer, so kann man sein Wirken zwischen Israel und Rostock beschreiben. Als optimistische Note sei bemerkt, daß Yaakov in einem Alter, in dem andere über den Ruhestand nachdenken, erst mit diesem Lebenswerk begann.

Wir alle wünschen Yaakov Zur beste Gesundheit und noch viele Schaffensjahre. Bis zum 120. Lebensjahr. Mindestens.

Mordechay Lewy, ab 1991 erster israelischer Generalkonsul in Berlin, beendet im August 2004 seine langjährige Tätigkeit als Gesandter der Israelischen Botschaft in Deutschland. 2001 erhielt er den Herbert-Samuel-Preis der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur.

Es war im Sommer 1999, als ich Yadviga Adesskaya aufsuchte, um zu erfahren, warum ihre russisch-jüdisch-ukrainische Familie aus Odessa nach Rostock gekommen ist, wie sie mit ihrem Mann Oleg und Sohn Alexander, mit Mutter und Großmutter und den beiden in Rostock geborenen Söhnen hier lebt. Ihre Geschichte wurde ein Teil des Buches „Ein bißchen anders bleibt man immer“, in dem 36 jüdische „Kontingentflüchtlinge“ aus der ehemaligen Sowjetunion ihre Schicksale schildern. Fünf Jahre sind seit jenem Gespräch vergangen.

Yadviga – angekommen in der neuen Heimat?

Im Dezember 2002 bekam ich einen Werbe-zettel – ein bißchen ungewöhnlich in formaler Gestaltung und sprachlichem Ausdruck, aber unmißverständlich: Yadviga Adesskaya eröffnet, zunächst in ihrer Lütten Kleiner Wohnung, ihr Studio als Modedesignerin und Schneiderin für Damen-, Herren- und Kinderbekleidung. Ab September 2003 hat sie ihr Modeatelier in der Rostocker Nördlichen Altstadt. Diese kleine Frau hat mit großer Energie tatsächlich geschafft, was vor fünf Jahren ihr leidenschaftlicher, sehr intensiver Wunsch war, der mir aber damals ziemlich unrealistisch erschien.

Yadviga ist jetzt 35, immer noch hat sie ihre schönen superlangen Haare. Um den Hals trägt sie ein Kettchen mit einer kleinen goldenen Schere als Anhänger. Sie entwirft und näht Kleidung aus verschiedensten Stoffen, Teile aus Pelz und Leder, fertigt Hüte und Taschen. Ein Modeatelier in diesen Zeiten! In Rostock! Es versteht sich, daß da von selbst gar nichts läuft. Es bedarf schon eines entschiedenen Selbstbewußtseins, eines zähen Willens, eines soliden Könnens, einer großen Findigkeit, um ein solches Projekt zu realisieren. Yadviga näht für Boutiquen und Einzelkunden, bietet ihre extravaganten Kollektionen an und ändert Kleidung nach Wunsch. Sie hat Kontakte gesucht nicht nur in Rostock, auch in Hamburg und Berlin, die Zusammenarbeit mit einer Weberin versucht, an Modenschauen teilgenommen, eine Tango-Kollektion vorgestellt, sich sogar bei der großen Fashion Show in Heringsdorf und beim Fashion Award in Riga beworben.

Die Betreuung der Kinder nach Schule und Kindergarten besorgt Yadvigas Mutter. Sie hatte damals vor fünf Jahren an unserem Gespräch teilgenommen. Ihre zaghafte, von Yadviga nachdrücklich unterstützte Hoffnung, die im früheren Leben erfolgreiche künstlerische

Arbeit als Musikerin in Rostock fortsetzen zu können, hat sich leider nicht erfüllt. Langeweile hat sie als Großmutter aber keineswegs: Yadviga hat im April 2004 ihr viertes Kind geboren. Es ist wieder ein Junge, ein süßes, geduldiges Kind. Zum Glück hat die Oma ihre Wohnung ganz in der Nähe der Kinder und Enkel. 1999 lebte sie noch im Wohnheim zusammen mit ihrer Mutter, Yadvigas Großmutter, die damals auch bei unserem Treffen dabei war.

Im vorigen Jahr ist die Großmutter plötzlich gestorben. Ihre Tochter war derzeit gerade in der Ukraine zu Besuch und konnte nicht so schnell zurückkommen, um von ihrer Mutter Abschied zu nehmen. Offenbar gab es keine Möglichkeit zu einer Ausnahme von der bei einem jüdischen Begräbnis vorgeschriebenen kurzen Frist bis zur Beerdigung. So geschah es, daß Yadvigas jüdische Großmutter vom katholischen Pastor auf dem Warnemünder Friedhof begraben wurde. Yadviga ist ihrer „deutschen Mutter“ Maria Hübner, die sie nun schon acht Jahre kennt, zutiefst dankbar für deren Hilfe in dieser schwierigen Situation wie überhaupt für die freundschaftliche Beziehung, die sich zwischen den Familien entwickelt hat. Seltener als früher besucht die Familie die Veranstaltungen in der Jüdischen Gemeinde. Es hat sich aus verschiedenen Gründen so ergeben: Zeitmangel, langer Weg, Yadvigas Mann Oleg ist kein Jude, Alexander hatte kein Interesse an der Sonntagsschule, und Yadvigas Prinzipien in der Religionsfrage lassen einen Druck auf die Kinder nicht zu.

Die großen jüdischen Feiertage werden nach wie vor zu Hause in der Familie begangen, aber man feiert ebenso die deutschen wie die russischen Feste. Und wenn zum Beispiel Pascha, Pessach und Ostern auf ein Datum fallen, sei das günstig, dann spare sie viel Arbeit bei den Vorbereitungen, meint Yadviga lachend.

Im Mittelpunkt unseres Gespräches stand damals der kleine Alexander, der in der Schule verspottet und beschimpft wurde. Er ist jetzt 15 – ich habe ihn nicht wiedererkannt: ein junger Mann mit rauher Stimme, der sich schon rasieren muß und eine Freundin hat. Er besucht das Gymnasium, Mama und Oma bestanden darauf, auch wenn er eine Klasse wiederholen mußte. Heute ist Alexander ein guter Schüler mit besonderem Interesse für Archäologie. Er spielt wie damals immer noch Lego – jetzt als Lehrer für die kleinen Brüder. Julian ist nun sechs und kommt dieses Jahr zur Schule. Wladimir, der so erstaunlich früh seine ersten Schritte machte, ist fünf. Alle drei Jungen lernen in Einzelunterrichtsstunden bei der Oma Geige spielen. Die beiden Kleinen konnten ihre Künste schon in einem Konzert, moderiert von Alexander, in ihrem Kindergarten vorstellen. Wie das gesamte Publikum war ich zutiefst angerührt von ihrem ernsthaften Bemuhlen. Für die Oma ist das Musizieren mit den Enkeln vielleicht ein kleiner Ersatz für den unerfüllten Traum vom Leben als Geigerin.

Vor fünf Jahren war die deutsche Sprache ein Hauptproblem. Heute empfindet Alexander, der in der Schule Russisch als Fremdsprache lernt, Deutsch als Muttersprache. Yadviga muß einschreiten: Die Muttersprache bleibt das Russische. Aber die Kinder haben schon Probleme damit. Ich höre sie deutsch antworten, wenn die Oma sie russisch etwas fragt. Ihr Russisch sei wie meines, mit deutschem Akzent, sagt mir Yadviga. Damit die Kinder die Sprache nicht vergessen, wurde der Sonnabend in der Familie zum Russisch-Tag erklärt.

Yadviga hat keine Hemmungen und Schwierigkeiten mehr, deutsch zu sprechen. Ganz selbstverständlich verhandelt sie mit ihren Kunden telefonisch selbst schneidertechnische Details, gibt sie bei einem Handwerker einen Schneidertisch mit allen Einzelheiten in Auftrag. Aber erst einmal einen Kostenvoranschlag! Der ist dann höher als erwartet – also wird sie vorläufig weiter mit dem von ihrem Mann gebauten alten Tisch auskommen müssen. Das Geld ist knapp, die Miete hoch, der nötige Kundenstamm noch nicht vorhanden. Zudem hat Oleg keine Arbeit. Eigentlich ist er ein hochqualifizierter Atomphysiker, der trotz bundesweiter Bewerbungen in Deutsch-

land weder in dem hier neu erlernten Beruf als Schweißer noch nach einer abgeschlossenen Ausbildung als Computerfachmann Arbeit finden kann. Bei der Renovierung und Einrichtung des Ateliers, bei der Werbung, bei handwerklichen und geschäftlichen Problemen steht er Yadviga tatkräftig zur Seite, auch bei der Betreuung der Kinder, jetzt besonders des Babys Dennis.

Yadviga hatte mir damals ihre Befürchtungen beschrieben, hier nicht bleiben zu können. Diese beklemmende Ahnung, auf gepackten Koffern zu sitzen, habe ich in vielen Gesprächen mit jüdischen Zuwanderern vermittelt bekommen. Nein, dieses Gefühl habe sich überhaupt nicht verändert, sagt Yadviga heute. Sie registriert beängstigende Vorgänge in der Welt und in der unmittelbaren Umgebung: Flugblätter von nationalistischen Gruppen im Briefkasten, die die faschistischen Verbrechen als Geschichtsluge bezeichnen, die die russischen Juden angreifen, weil Ilja Ehrenburg in einer bestimmten Phase des 2. Weltkrieges den Haß auf die Deutschen propagiert hatte. Und sie hat den „gewöhnlichen Antisemitismus“ selbst erlebt, als ein Kunde, für den sie eine Lederjacke nächte, ihr bestellen ließ, er möchte nicht zur Anprobe zu ihr kommen, weil er nicht wünsche, daß eine Jüdin ihn mit ihren Händen berührt.

Seitdem ist Yadviga noch vorsichtiger geworden. Aber ihre Vorfahren seien immer stolz darauf gewesen, jüdisch zu sein, und dieses Gefühl werde sie nicht verleugnen. Sie vermisse das multikulturelle Flair von Odessa, wo früher viele Nationalitäten friedlich miteinander lebten, wo man sich gegenseitig akzeptierte. Aber weil Juden jetzt dort nicht mehr erwünscht seien, könne sie Odessa nun nicht mehr als Heimat empfinden. Ist Rostock zur neuen Heimat geworden? „Für meine Kinder ja, für mich noch nicht“, sagt Yadviga lächelnd und sehr ernst.

Christine Gundlach

Das 2000 in Schwerin erschienene Buch „Ein bißchen anders bleibt man immer“, Jüdische Zuwanderer in Mecklenburg-Vorpommern (Schriften aus dem Max-Samuel-Haus 2) ist im Max-Samuel-Haus erhältlich.

Modeatelier Yadviga Adesskaya, Wokreuter Straße 35, 18055 Rostock, Tel. 0381/ 5108374

Ölbilder von Marianne Boehme im Max-Samuel-Haus

In den Monaten April bis Juni waren in den Räumen des Max-Samuel-Hauses als gemeinsame Ausstellung der Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur und des Deutsch-Vietnamesischen Vereins Dien Hong 30 Ölbilder der Berliner Malerin Marianne Boehme zu sehen. Die Künstlerin, die mit dem jüdischen Schriftsteller Edgar Hilsenrath verheiratet war, starb im Januar 2004. So wurde die Ausstellung zu einer posthumen Ehrung der Malerin und ihres Schaffens. Die Eröffnung der Ausstellung fand am Vortag eines Wochenendseminars zu Aspekten im Werk Edgar Hilsenraths in Anwesenheit des Schriftstellers, zahlreicher Freunde Marianne Boehmes und vieler interessierter Kunstfreunde statt.

Geheimnisvolle Botschaften der Farben und Formen

Am Ende einer Reihe von Aufzeichnungen, mit denen Marianne Boehme ihre malerischen Unternehmungen begleitete und kommentierte, finden sich folgende Zeilen:

Ich möchte ein Meer von Tränen malen
darunter der endlos heitere Himmel
der mich nie hören wird
der mir nie antworten wird
in seiner unendlichen Offenheit.

Das ist wohl gleichermaßen Bekenntnis einer betroffenen Seele zwischen ersehntem Glücksanspruch und erfahrener Trauer und ebenso ein künstlerisches Programm. Dabei war Marianne Boehme keine „gelernte Malerin“, ihre Entwicklung geschah autodidaktisch. Schritt für Schritt hat sie sich den Umgang mit Pinsel, Farbe und Leinwand erobert und immer wieder neue Ausdrucks- und Gestaltungsweisen entdeckt. Über Lehrer, Vorbilder und Künstlerfreunde wissen wir nichts. Es scheint alles aus ihr selbst zu kommen, ja heraus zu brechen. Da war offensichtlich gleichermaßen Liebe und Zwang zur Malerei im Spiel.

Immerhin hatte die erfolgreiche, promovierte Psychologin und Erziehungswissenschaftlerin ihre wissenschaftliche Karriere reichlich abrupt abgebrochen, um sich seit 1977 ganz der Kunst hingeben zu können. Zu dieser Zeit lebte sie ihrer wissenschaftlichen Forschungsaufgaben wegen in Paris, der Stadt der Künstler, gerade für Maler ein Mekka. Vielleicht liegt da ein Schlüssel zu ihrem unbedingten Drang zur Kunst. Mit der Begeisterung und den Anregungen, die sie dort wohl empfangen hat, ging Marianne Boehme 1979 nach Berlin,

um fortan an der Seite Edgar Hilsenraths ihr Leben als Malerin zu führen.

Ihr Werk zeichnet sich in allen Schaffensphasen durch eine konsequente Gegenstandslosigkeit und gezielte Form- und Farbabstraktion aus. Da gibt es die auffällige Farbdominanz in einigen Bildserien; Blau und Rot zum Beispiel. Abwechselnd herrschen eine amorphe Formdynamik oder beruhigte Bildrhythmik, konzentrierte Farbsensibilität oder expressive Farbkontraste, flirrende Raumstrukturen oder weiche Übergänge vor. Es gibt offensichtlich keinen übergreifend-verbindlichen Form- und Farbkanon in diesem Oeuvre, ja sie scheint auch gar nicht angestrebt zu sein. Farbe und Form scheinen sich aus der Intuition der augenblicklichen seelischen Verfassung, aus einer Emotion, einem intimen Erlebnis heraus zu entwickeln und sich im Malprozeß zur endgültigen Gestaltung hin zu entwickeln und zu verändern. „Die Bilder sind in mir“, so kann man es in den werkbegleitenden Notizen der Malerin lesen.

Und so lassen sich ihre Bilder auch als Psychogramme ihrer Autorin verstehen. Der Betrachter ist gut beraten, vor den Bildern Marianne Boehmes den eigenen inneren Stimmen zu lauschen, wenn er sich den geheimnisvollen Botschaften der Farben und Formen hingibt. Es ist ein Vorzug solcher Art Malerei, daß ihr meditativer Charakter uns in ein sehr persönliches Verhältnis zum Bild versetzen kann und unsere eigenen Erfahrungen und Befindlichkeiten zur Kommunikation aufgerufen werden.

Klaus Tiedemann

Bruno Joseph (1861-1934)

Arzt, Kommunalpolitiker und Gemeinderepräsentant in Ribnitz

„Er war die unabhängigste Person ...“

Als Dr. Bruno Joseph 1886 als praktischer Arzt nach Ribnitz kam, lag die Gleichstellung der jüdischen Minderheit im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin gerade erst anderthalb Jahrzehnte zurück. Er kam in eine kleine - 4100 Einwohner zählende - Stadt, deren Leben vom Heringsfang, dem Handwerk und der Lage als Grenzstadt zur preußischen Provinz Pommern gekennzeichnet war. Die jüdische Gemeinde umfaßte etwa 70 Männer und Frauen.

Bruno Joseph stammte aus einer alten jüdischen Familie im preußischen Pyritz. Sein Medizinstudium schloß er 1885 mit der Promotion an der Greifswalder Universität ab. Er heiratete eine Mecklenburgerin, die aus Röbel stammende Berta Salomon. Mit seiner fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Tätigkeit als praktischer Arzt für die Ribnitzer und die Bewohner der umliegenden Dörfer ist Bruno Joseph ein typischer Repräsentant der kleinen jüdischen Gemeinschaft Mecklenburgs um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Durch die umsichtige, Wetterwidrigkeiten nicht scheuende, medizinische Betreuung der Menschen in der ländlichen Region erwarb er sich hohes Ansehen. Da er - wie viele Landärzte in dem relativ armen Mecklenburg - in Fällen, wo die finanzielle Notlage seiner Patienten offensichtlich war, keine Rechnungen schrieb, galt er auch bald als sehr sozial eingestellt.

Um 1900 baute er sich in der Langen Straße - der Ribnitzer Hauptstraße - ein geräumiges Backsteinhaus (heute Apotheke), das von bürgerlichem Wohlstand zeugte. Als einer von nur vier Ärzten in der Stadt gehörte Bruno Joseph zum städtischen Establishment. 1911 wurde er zum ersten Mal in die Ribnitzer Bürgerversammlung gewählt. Ab 1918 leitete

er als Stadtverordnetenvorsteher die demokratische Gemeindevertretung. Zeitgenössische Stimmen würdigten vor allem seine unparteiische, auf Verständigung und Kompromiß orientierte, souveräne Leitung der Gemeinderepräsentanz: „Er war die unabhängigste Person, diente keinen privaten Interessen, keiner Gruppe, keiner Fraktion, er vermittelte zwischen Links und Rechts, konnte stets das Gesamtwohl im Auge behalten.“

Wichtige kommunale Angelegenheiten waren in ihrer Entwicklung mit seinem Namen verbunden: der Straßenbau, die Kanalisation, das Wasserwerk. Gleichzeitig war er Vorsitzender der jüdischen Gemeinde von Ribnitz und gehörte dem Vorstand des Mecklenburgischen Städtetages an. Aufgrund seiner Verdienste war ihm der Titel „Sanitätsrat“ verliehen worden.

1930 wurde der 69jährige trotz seiner umfangreichen kommunalpolitischen Verdienste und Erfahrungen nicht wieder in die Stadtverordnetenversammlung gewählt: ein unparteiischer liberaler Bürger paßte nicht mehr in die von scharfen politischen Auseinandersetzungen geprägte Zeit. Als die Nazi-Regierung 1933 mit ihren Verfolgungen begann, gehörte Bruno Joseph zu den 16 jüdischen Bürgern von Ribnitz, die in vielfältiger Weise unter dem Rassenantisemitismus zu leiden hatten. So forderte z.B. die Ribnitzer NSDAP von den Ärzteverbänden, Dr. Bruno Joseph als Impfarzt abzurufen.

Am 10. Juli 1934 verstarb Bruno Joseph. Die Ribnitzer Tageszeitung erwähnte den Tod des Arztes und Kommunalpolitikers lediglich in der Rubrik „im Juli gestorben“ mit der Kurzbemerkung „Dr. Bruno Joseph im Alter von 72 Jahren“.

Frank Schröder

Dem Wirken von Bruno Joseph als Arzt, Politiker und Gemeinderepräsentant sowie dem Schicksal seiner Familie nach 1934 ist eine gemeinsame Ausstellung des Max-Samuel-Hauses Rostock und des Deutschen Bernstein-Museums Ribnitz im Herbst 2004 gewidmet. Die Bruno-Joseph-Ausstellung wird am 8. Oktober im Ribnitzer Rathaus eröffnet.

5. deutsch-polnische Projektwochen

Wege der Hoffnung

Am 11. Juni war es wieder so weit: zum fünften Mal starteten in diesem Sommer deutsch-polnische Projektwochen. Partner sind das Max-Samuel-Haus, das Stephan-Jantzen-Gymnasium Lichtenhagen und die Pater-Siemaszko-Stiftung Kraków. In den Projekten lernen deutsche und polnische Schüler, sich in unterschiedlicher Weise der jüdischen Geschichte anzunähern und mit ihr auseinanderzusetzen. Darüber wurde schon mehrfach in den „Blättern“ berichtet.

Die Schülerinnen, die in diesem Jahr an der Reise teilnahmen, waren zum ersten Mal in Kraków, sie kannten ihre polnischen Partner nicht, und so waren sie besonders neugierig und aufgeregt. Gemeinsam mit den polnischen Jugendlichen mussten sie sich auf neue persönliche und geschichtlich-kulturelle, vielfältige Kontakte und Erfahrungen einlassen. Für die Projektbetreuer auf beiden Seiten - Gundula Richter vom Stephan-Jantzen-Gymnasium Lichtenhagen und Kathrin Wenzel vom Max-Samuel-Haus sowie Ursula Sienczak und Dorota Brewczynska von der Pater-Siemaszko-Stiftung - war es ein Wiedersehen und ein Anknüpfen an die vorjährigen Erfahrungen.

Besuche des früheren jüdischen Stadtteils Kazimierz mit dem alten Friedhof und mehreren Synagogen vermittelten ein Bild der langen jüdischen Geschichte in Kraków und vom Vorkriegsleben der Juden in Polen. Ein Gang zum ehemaligen jüdischen Ghetto und eine Fahrt zum Standort des KZ Plaszow am Stadtrand von Kraków waren erste Begegnungen mit der leidvollen Geschichte. Das klotzige Betondenkmal in Plaszow steht in einer wunderschönen Landschaft und erinnerte Gundula Richter und mich an das éstnische Klooga. Hier wie dort fällt es in der grünen, so friedlich wirkenden Umgebung schwer, sich das vergangene Grauen an diesem Ort vorzustellen, und gerade damit wird es so bedrückend. Eindrucksvoll für mich war, wie an diesem Ort erstmals intensives Nachdenken und Nachfragen bei den Schülern einsetzte. Das sicher bewegendste Erlebnis der Woche war dann zwei Tage später für sie die Fahrt nach Auschwitz.

Die Besuche zweier Fotoausstellungen rundeten die Auseinandersetzung mit der jüdischen Problematik ab. Besonders in Erinnerung wird uns

allen die in diesem Jahr neu eröffnete Ausstellung „Spuren der Erinnerung“ bleiben. Der englische Fotograf und Leiter dieser Ausstellung vermittelt in seinen großformatigen, sensiblen Fotografien sehr viele Assoziationen, die er bei seiner Führung in behutsamer Weise anregte. Eine ganz andere Begegnung erwartete uns in einer kleinen Ausstellung mit historischen Fotos aus den Vorkriegsjahren. Dort war ein Schwerpunkt eine große jüdische Hochzeit 1931 in Bobowa, einem chassidischen Zentrum in der Nähe Krakaus. Der polnische Initiator dieser Ausstellung, von Beruf Medizinprofessor, erwartete an diesem Vormittag den Schwiegersohn der Braut von damals, einen Überlebenden, der gemeinsam mit seiner israelischen Enkeltochter kam. Beide Männer sprachen in sehr persönlichen Worten mit uns und ließen uns so Geschichte zum Anfassen erleben.

An zwei Nachmittagen setzten sich die Schüler gestalterisch-kreativ mit dem Thema „Wege der Hoffnung“ auseinander. Hier wie in den Stadtspielen, die dem Kennenlernen von Krakóws Innenstadt und von Kazimierz dienten, kam es auf gute Zusammenarbeit in den gemischten polnisch-deutschen Gruppen an. Gemeinsame Unternehmungen wie der Besuch im Salzbergwerk Wielicka, im Aquadrom und im Wawel und die miteinander verbrachte Freizeit ließen mit jedem Tag die persönlichen Kontakte enger und freundschaftlicher werden. Die unverwechselbare Atmosphäre Krakóws trug dazu bei, dass es für alle eine schöne Woche wurde. Der Abschied fiel schwer, aber es blieb der Trost, dass schon Mitte August der Gegenbesuch der polnischen Gruppe in Rostock erfolgt, worauf sich alle freuen.

Für mich, die ich nach 2001 zum zweiten Mal an so einer Reise teilnahm, ist beeindruckend, wie vertrauensvoll und freundschaftlich die polnischen und deutschen Betreuerinnen zusammenarbeiten. Und es ist wunderschön zu erleben, wie die Jugendlichen in einer kurzen Woche miteinander vertraut werden und sich als gleichberechtigte Partner bei aller Verschiedenheit wahrnehmen. Wie sie ernsthaft miteinander arbeiten, aber auch ausgelassen zusammen fröhlich sein können, sind Erfahrungen für die Zukunft, die sie prägen und offen machen werden für andere Kulturen und Lebensweisen.

Annemarie Schröder
Vorstandsmitglied des Fördervereins

BUCHTIP

Krimis von Faye Kellermann btb-Taschenbücher, München

„Je ruhiger ich lebe, desto schlimmer schreibe ich.“

Dieses Zitat der amerikanischen Kriminalautorin Faye Kellermann bezieht sich nicht auf die Schreibqualität, sondern auf die sehr detaillierten, anschaulichen und nicht vor der grausamen Realität von Verbrechen zurückschreckenden Schilderungen ihrer Schauplätze. Doch in ihren Romanen der Peter-Decker/Rina-Lazarus Reihe beweist sie ebenfalls viel Geschick für sanfte und sensible Töne, Gefühle und Andeutungen.

Faye Kellermann gehört nach eigener Aussage dem „modernen“ orthodoxen Judentum an und beschreibt so aus eigener Erfahrung das Leben der Hauptfiguren in einer weltlichen Stadt wie Los Angeles. Rina Lazarus, eine ultraorthodoxe Jüdin, zweifache Mutter und Witwe, lernt durch ein Verbrechen in ihrem Umfeld den Polizisten Peter Decker kennen und lieben.

Die Autorin führt den Leser gekonnt in eine Zwischenwelt, in der das streng religiöse jüdische Leben neben der modernen Welt und den blutigen Verbrechen existieren muß. Ihr gelingt in jedem Buch der Spagat, die Anforderungen der Welten für den Leser nachvollziehbar zu machen und den Konflikt der Hauptfiguren darin zu verdeutlichen. So achtet zum Beispiel ein Mörder, Entführer oder Vergewaltiger nicht auf den Schabbat des Polizisten. Auch nimmt die Arbeit des Polizisten nicht auf eine koschere Ernährung oder die regelmäßigen Gebete eines Orthodoxen Rücksicht. Wie kann man sich da verhalten? Von Fall zu Fall kann der Leser die Entscheidungen der Hauptfiguren nachvollziehen und lernt nebenbei die jüdische Religion kennen. Faye Kellermann überprüft alles, was in ihren Romanen die Gesetze des Judentums anbetrifft, mit „echten“ Rabbis.

Doch auch die zu untersuchenden Kriminalfälle von Faye Kellermann haben ihren Reiz: überraschende Wendungen, psychologisch ausgefeilte Verbrecherbiographien und Familienmitglieder der Hauptfiguren Rina und Peter, die in Tathergänge sowie Lösungsversuche hineinwirken. So werden beispielsweise Rina Lazarus und Peter Decker auf ihrer Hochzeitsreise nach New York von einem Entführungsfall in der Verwandtschaft heimgesucht und schreiten sofort zur Tat. Ein anderer Fall: Nach einem Doppelmord führt eine Spur der Täter nach Israel. Hilfe bei der Spurensuche erhält Peter von Rina, die nicht nur perfekt Hebräisch spricht, sondern auch lange in Israel gelebt hat.

Typisch für Faye Kellermanns Bücher ist nicht Gewalt, die gerade passiert, sondern die „Nach-der-Tat-Szene“. So will sie den Horror der Tat erfassen und zeigt damit nicht nur auf, was Gewalt bewirken kann, sondern auch, wie es zu dieser Gewalt kommt. Das gibt dem Täter einen nicht nur abstoßenden Charakter. Vielleicht läßt sich in dieser Art leichter als normaler Mensch über Verbrechen berichten.

Eine Frage bleibt dem Leser: Wie kommt eine vierfache Mutter, Zahnärztin und studierte Mathematikerin auf solche Ideen? Angeregt durch ihren Mann, den Kriminalautoren Jonathan Kellermann, fängt auch Faye nach dem ersten Kind zu schreiben an. Erst schrieb sie Liebesromane „für die Schublade“, doch irgendwann hat sie sich dem zugewandt, was sie auch am liebsten liest – Krimis. 1986 wurde sie zum ersten Mal mit dem Startband der Lazarus/Decker-Reihe „Denn rein soll deine Seele sein“ verlegt. Zehn Jahre später lag mit dem Titel „Das Hohelied des Todes“ die erste deutsche Übersetzung vor, bis heute erschienen 14 Romane dieser Reihe. Nebenbei widmete sich Faye Kellermann mit dem Buch „Denn verschwiegen ist die Nacht“ einem anderen Polizisten und einer faszinierenden Geschichte, die oft die Grenzen der Realität überschreitet, und mit dem Werk „Becca“ auch dem Genre des historischen Romans.

Auch über das Schreiben hat Frau Kellermann ihre ganz eigenen Ansichten: „Vielfach erlebe ich aber auch, daß alles, was ich mir ausgedacht, aber nicht notiert habe, irgendwie zu mir zurückkommt – eventuell ein bißchen abgewandelt. Nichts geht für immer verloren, auch wenn man es nicht gleich aufschreibt.“

Kathrin Wenzel

Neuerwerbungen der Bibliothek

Wisniewska, Anna; Rajca, Czeslaw: Majdanek – Das Lubliner Konzentrationslager, Lublin 2002

Schumann, Coco: Der Ghetto-Swinger. Eine Jazzlegende erzählt, München 2001

Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau: Auschwitz – Nationalsozialistisches Vernichtungslager, Auschwitz 2002

Spenden von Manfred Lemm:

Haefen, Barbara von: Aus unserem Leben 1944-1950, Tutzing 1984

Ibach, Karl: Kemna – Wuppertaler Konzentrationslager 1933-1934, Wuppertal 1981

Scharsach, Hans-Henning; Kuch, Kurt: Haider – Schatten über Europa, Köln 2000

Torberg, Friedrich: Süßkind von Trimberg, München 1979

Engelmann, Bernt: Die Freiheit! Das Recht! Johann Jacoby und die Anfänge unserer Demokratie, Berlin 1984

Akavia, Mirjam: Zwischen Hölle und Gelobtem Land. Erzählungen vom Überleben, Gütersloh 1985

Korczak, Janusz: Begegnungen und Erfahrungen, Göttingen 1982

Schonig, Bruno: Auf dem Weg zur eigenen Pädagogik – Annäherungen an Janusz Korczak, Göppingen 1999

Fischer, Cuno: Schicksal der Zigeuner. Vorurteil und Wirklichkeit am Beispiel der „gigans“, Nürnberg 1986

Reicher, Benno: Jüdische Geschichte und Kultur in NRW, Essen 1993

Peuckert, Will-Erich: Geheimkulte, Hildesheim 1988

Riedl, Joachim (Hrsg.): Heimat – Auf der Suche nach der verlorenen Identität, Wien